

# Inn-Lesebuch

Lutz Seiler

Schachtrilogie. Auszug

Literaturhaus am Inn



Gavroche

Ich wohnte seit drei oder vier Wochen in den Baracken, als ich Gavroche das erste Mal sah. Es war Ende September. Sie spielte simultan an drei Brettern, in mehreren, rasch aufeinanderfolgenden Runden, dicht umstanden von einigen Männern, Spielern verschiedener Jahrgänge. Die Schränke hatte man in den Flur geschoben und mit ein paar Sprelacart-Tischen aus den Nachbarzimmern eine Tafel gebaut. Gavroche trank Bier, sie rauchte und redete, in einem mansfeldischen Dialekt, in dem jedes „K“ wie ein „G“ gesprochen wird (Gaffé und Guchen), und sie lachte, während sie spielte, ihr Lachen hatte etwas Derbes, Schmutziges, man wollte es hören, immer wieder, nicht nur mir, jedem ringsum schien es *darum* zu gehen. Dabei lachte sie nie über das Spiel, sondern über belanglose Dinge, die sie mit den Männern in ihrem Rücken besprach, beständig gab es zwei oder drei Männer, die sich über sie beugten, als beugten sie sich über das Spiel. Ab und zu, mitten in einem Lachen, das sie von Kopf bis Fuß in Anspruch zu nehmen schien, hob Gavroche wie zum Gruß ihre Hand und berührte – ohne sich umzublicken – einen ihrer Bewunderer, der sich daraufhin noch tiefer über sie beugte, während Gavroche mit schräggelegtem Kopf und zusammengepreßten Lippen den Rauch ihrer Zigarette aus den Mundwinkeln stieß. Ich bemerkte ein Lämpchen, das bei jeder dieser Berührungen aufleuchtete, einen Funken sinnloser Eifersucht. Ich mißgönnte ihren Bewunderern den Handrücken der kleinen, halb geöffneten Hand (Kinderhand, Koboldhand, dachte ich) am Bauch oder vor der Brust, zugleich war ich um Abstand bemüht; dem, was hier gespielt wurde, stand ich doch vollkommen fremd gegenüber. Und wenn es darauf ankäme, versicherte ich mir, würde ich ohne weiteres in der Lage sein, das Ganze zu verachten.

Zu Beginn meines Studiums in Halle wohnte ich in den

Baracken am Weinbergweg – immer wurde in der Mehrzahl von diesem Ort gesprochen, niemand sagte „Ich wohne in Baracke 5“ oder „Damals war ich in Baracke 7“, man wohnte und war *in den Baracken*. Hatte Gavroche die Baracken betreten, dauerte es nur Sekunden, bis einer ihrer Verehrer zur Handsirene stürzte und in ihr höllisches Auf- und Abjaulen etwas hineinbrüllte wie „Schachalarm!“ oder „Achtung, Schachkontrolle!“. Die ursprünglich für einen Feuer- oder Fliegeralarm vorgesehene Handsirene war in der Mitte des Gangs angebracht, etwa auf Höhe unseres Zimmers. Kaum eine Nacht verging, in der das bestialische Gerät nicht von einem der betrunkenen Heimkehrer angekurbelt und irgendein Alarm ausgerufen wurde. Eine Zeitlang war „Atomschlag!“ besonders beliebt. Bei denen, die ihre Zeit in den Kasernen gerade überstanden hatten, war es „Gefechtsalarm!“, immer wieder „Gefechtsalarm!“ – ein Rufen im Übermut, das wahrscheinlich dem Vergessen dienen sollte und irgendwann tatsächlich dafür sorgte, daß man nicht mehr erwachte für jene Schrecksekunde namens Ernstfall.

Kam Gavroche, war Schachalarm. Sie trug eine Art Ballonmütze aus Kord, unter der sie ihren Haarschopf verbarg, sie war außerordentlich klein, wirkte aber trotzdem stabil, fast stämmig. Sie machte kurze, energische Schritte, bei denen sich ihre Füße kaum vom Boden hoben, während ihre schmalen Hüften ein Spiel spielten, für das sie eigentlich nicht gemacht waren. Ihr Auftritt hatte etwas Trotziges, Kindisches. Sofort sprangen ein paar Türen auf, die Türblätter schlugen gegen die Stahlgestelle der Betten, die Begrüßung war überschwänglich. Gavroches Stimme: laut, durchdringend, ihr Lachen gellte durch den Korridor wie der Schrei eines Meeresvogels. Lachte sie auf diese Weise, konnte es sein, daß sie sich dabei plötzlich nach vorn oder

zur Seite neigte, und einer ihrer Arme ruderte orientierungslos durch die Luft.

Die Baracken waren, wie es hieß, einmal Wehrmachtunterkunft, später Gefangenenlager und dann Flüchtlingslager gewesen, seitdem hatte sich ihre Ausstattung nicht wesentlich verändert: Ein Korridor, in dem auch nachts die Neonröhren brannten, sechzehn Zimmer (acht auf jeder Seite), eine Küche und ein riesiger Duschaum, wo die halbe Barackenbelegschaft gleichzeitig duschen konnte, das heißt, wenn der Wasserdruck ausreichte und die Duschköpfe nicht abmontiert waren. Als Hauptproblem galt die Kanalisation, von der bestimmte Abschnitte regelmäßig einstürzten, weshalb sich das Gelände zwischen den Baracken zu einem stinkenden Quellgebiet entwickelt hatte, aus dem an kälteren Tagen ein Dampf aufstieg, der die hölzernen Flachbauten, die Wege, Parkplätze und angrenzenden Straßen bis hin zum Biotechnikum und der sogenannten Arbeiter- und Bauernfakultät in einen wabernden Nebel tauchte.

Durch diesen Nebel kamen auch Fremde heran, Passanten, die von der Straßenbahnhaltestelle her den kleinen Abhang zu den Baracken hinunterstiegen (der Zaun war nur noch ein Wrack und leicht zu überwinden), Arbeiter der Spätschicht, Angestellte und Patienten aus dem benachbarten Universitätsklinikum Kröllwitz, die vom kriegerischen Jaulen unserer Handsirene neugierig geworden waren oder die das weithin hörbare Organ Gavroches angelockt hatte. Mit erhobenen Händen wateten sie dann durch das hohe Grasland ans Fenster (als hätte man sie mit einer Waffe im Anschlag zum Näherkommen aufgefordert), oder sie balancierten auf dem graugepolsterten Fernheizungsrohr entlang, das als eine Art Steg über das sumpfige Erdreich von Baracke zu Baracke führte: eine Brücke, deren breite Bandagen aus

Kunststoff an einigen Stellen bereits zertreten oder durchstoßen waren, weshalb der schmutzig-schaumige Dämmstoff wie eine verwesende Innerei herunterhing und der braune, rostige Knochen des Fernheizungsrohrs hervorschaute.

Wenn Gavroche zustimmte, war es möglich, sich noch während des laufenden Turniers in die Liste der Herausforderer eintragen zu lassen. Bereitwillig schob man die Milchbeutel mit den Lebensmitteln zur Seite, die das Fensterbrett bedeckten (was im Kühlschrank lag, wurde gestohlen), und ergriff die ausgestreckten Hände, um die neuen Mitspieler ins Zimmer zu ziehen.

Beim ersten Mal hatte ich wie hypnotisiert an der Tür gestanden. Ich war blind für das Spiel, obwohl mein Blick dem Schachbrett nicht auswich. Ich begriff nicht, worüber es etwas zu lachen gab, hörte auch längst nicht mehr zu, ich hörte nur Gavroches derben, anzüglichen Vogelschrei, der wie durch einen Tunnel zu mir kam, von einem Tunnelende zum anderen.

Seitdem versäumte ich keinen ihrer Auftritte. Niemand konnte vorhersagen, wann genau Gavroche wieder auftauchen würde, also fuhr ich kaum noch nach Hause. Bisher hatte ich das an fast jedem Wochenende getan, vor allem, um den Baracken wenigstens kurzzeitig zu entkommen und ein paar Stunden in Ruhe zu arbeiten, an meinem eigenen Schreibtisch, in meinem eigenen Zimmer, ohne Atomschlag und ohne Gefechtsalarm. Schon beim folgenden Baracken-Turnier stand ich nicht mehr an der Tür – ich lag oben, aufgestützt oder ausgestreckt auf einem der eisernen Doppelstockbetten an der Wand, und machte mich unsichtbar. Ich schloß die Augen, ich sog am fremden, säuerlichen Geruch des Kissenbezugs und hörte auf den Vogel. Ich hatte begonnen, mir Sex mit Gavroche vorzustellen.

Vor allem Raßbach warb um Gavroche. Raßbach, der Zeremonienmeister. Oft war er es, der die Sirene anwarf und Schachalarm oder Schachkontrolle ausrief, er war es, der die Liste der Herausforderer bekanntgab und die Reihenfolge bestimmte, nach der gespielt wurde. Raßbach hatte den Ablauf dieser Turniere entworfen, und es gab niemanden, der das Raßbachsche Reglement und die damit verbundenen Gebräuche wirklich durchschaute. Aber letztlich zählte ohnehin nur, wie gut oder wie schlecht man sich hielt, während Gavroche gewann, wie gut oder wie schlecht man als Verlierer war. Obwohl alle andauernd und rasch verloren, kam die Liste der Herausforderer immer wieder zustande. Neben altbekannten tauchten immer neue Namen auf, Namen aus den Nachbarbaracken, Unbekannte aus anderen Jahrgängen und Studienrichtungen, Passanten und sogar Abiturienten aus der nahe gelegenen Arbeiter- und Bauernfakultät, obwohl *diese kleinen Genies*, wie Raßbach sie nannte, derart überhäuft waren mit Hausaufgaben, Russischvokabeln und Übungen zur Wehrerziehung, daß es ihnen zeitlich fast unmöglich war, in die Baracken zu kommen.

Raßbach stammte aus dem Eichsfeld und war schwer zu verstehen. Während er die Gesetze erklärte und Listen aufstellte, rieb er sich ununterbrochen die Stirn, mal mit zwei Fingern an den Schläfen, dann wieder mit der ganzen Hand. Er verursachte damit ein schuppiges Gegriesel, das ihm von der Stirn auf die Brillengläser rieselte und dort haften blieb. „Finito, Ende der Fahnenstange!“ Die Liste der Herausforderer wurde geschlossen. Seine Brille war innen wie mit feinem Schnee bestäubt.

Wovon jeder in den Baracken wußte: Gavroche trug den Titel einer Meisterin, und sie studierte in unserem Jahrgang. Irgendwann hatte Raßbach damit begonnen, die Meisterin

*Gavroche* zu nennen. Der Junge auf seiner Victor-Hugo-Ausgabe, einer für den Schulunterricht gekürzten und illustrierten Fassung der *Elenden*, schien das gleiche ballonartige Barett zu tragen. Wie ein Schießhund lauerte Raßbach bei jedem Turnier auf die Frage nach dem Namen. Begeistert zog er dann die *Elenden* hervor – „Dieselbe Mütze, dieselbe Mütze!“ –, um während des Turniers daraus zu zitieren: „Elf Jahre war der Junge, vielleicht zwölf ... Er trug eine Männerhose und die Unterjacke einer Frau ...“ Oder: „Er war kein Kind und kein Mann; er war eine seltsam jungenhafte Fee ...“ Und so weiter.

Ich verachtete Raßbach für die Plumpheit, mit der er Gavroche vorführte, aber ihr schien es zu gefallen. Raßbach spielte den Direktor, mal großzügig, väterlich, dann wieder eine Art Dompteur, der die Peitsche knallen lassen konnte, wenn er es für nötig hielt. Und Gavroche zog ihre Runden, sie war das Mädchen auf dem Pferd. Vielleicht hätte ich damals die Gelegenheit gehabt, etwas von Gavroche zu verstehen, aber ich dachte nicht darüber nach. Ich war nur ein Besucher oben auf der Galerie, auf dem schwankenden Rang eines Doppelstockbettes, und konnte meine Augen nicht von ihr lassen. Dazu kam, wie sie sprach, wie sie lachte, ihre ganze, offensichtlich naive Art, ihre *Frohnmatur* – das alles hob ihren Erfolg beim Schach ins Sensationelle. Jeder, der Gavroche das erste Mal sah, meinte sie besiegen zu können. Vielleicht auch, mit ihr ins Bett gehen zu können, am besten gleich, sofort im Anschluß, am selben Abend. Ein paar stolze Hähne kamen zum Fenster herein und wurden in hohen, schrägen Vogeltönen vom Brett gelacht. Manche versteinerten und erbaten *mehr Ruhe*. Daß beim Turnier geredet und getrunken wurde, irritierte sie. Aber auch das gehörte zu Raßbachs Regeln, und es war Raßbachs besondere Freude, *diese Intelligenzbolzen*, wie er sie

nannte, verlieren zu sehen. Dabei lachte Gavroche niemanden aus, sie freute sich nur am Spiel, am Turnier, an den Männern in ihrem Rücken, die ihren Geruch einsaugten, heimlich ihre Haare oder, wie versehentlich, ihre Schulter berührten, die alle begriffen hatten, an welchem Wunder sie teilhatten, und auf das Entgegenkommen ihrer kleinen, halb geöffneten Koboldhand lauerten.

Ich erinnere mich, wie sie zwischenzeitlich den Kopf auf die Faust stützte und vollkommen unbewegt blieb. Und wie sich die Lichtverhältnisse im Raum zu verändern schienen, wenn Gavroche mitten im Turnier ihre Mütze vom Kopf zog und ihr der blonde, undurchdringliche Wust von Locken ins Gesicht fiel. Die rasche Bewegung: Mit einer Hand hält sie den Wust beiseite, mit der anderen ihr Zug.

Irgendwann begann ich, mit Raßbach zu reden. Obwohl ich kaum über Geld verfügte, beteiligte ich mich an einem Getränkepot für das nächste Turnier. Raßbach erbot sich, mich auf die Liste der Herausforderer zu setzen – nichts lag näher, trotzdem war ich überrascht. Augenblicklich wurde mir klar, daß ich auf keinen Fall spielen wollte. Was ich wollte, war eine Art stille Duldung, ein Bleiberecht während der Turniere. Ohne zu zögern, behauptete ich, das Spiel nicht zu beherrschen. In diesem Moment erschien mir das nicht wie eine Lüge. Für eine Sekunde hörte Raßbach auf, sich die Stirn zu reiben, mißtrauisch sah er mich an durch sein Schneegegriesel. Ich begriff, daß ich nie darüber nachgedacht hatte: Seit meinem dreizehnten Lebensjahr hatte ich nicht mehr gespielt. Weder während der letzten Schuljahre noch während der Lehre und meiner Arbeit auf dem Bau und nicht einmal während meiner Armeezeit.

„Seit wann gibt’s Regen als Grund?“ Ausgiebig rollte Raßbach das *R* in Regen; es war gegen Mitternacht, mein achttes oder neuntes Turnier als Beobachter. Ich hatte mich an Halle gewöhnt, an die Baracken und sogar an die Monstren von Straßenbahnen, sogenannte Tatabahnen, mit denen wir täglich von der Haltestelle Weinbergweg ins Zentrum fuhren, durch den Dunst über der Saale und den Saalearmen, ein Hauch von Verwesung und Kanalgestank, der sich mischte mit den ätzenden Auswürfen von BUNA oder LEUNA oder Bitterfeld – im *Chemiedreieck*, wie es hieß, gab es keinen einzigen Tag ohne die Abluft wenigstens eines der großen Werke, je nachdem, woher der Wind gerade wehte. Seltsamerweise erinnere ich mich vor allem an diese täglichen Fahrten mit der Tatabahn, das dumpfe, ungefederte Gerumpel stadteinwärts über die Gleise, die staubgrauen Scheiben, der Blick auf die am Morgen mit einem feinen Nebelschleier verhangene Stadt, ein Nebel, der die Spitzen der Marktkirche vom Himmel her verschluckte und zugleich transparent machte im Gegenlicht, so lange, bis sich dieser Zauber weiter senkte, das Gemäuer herunter und man ihn endlich zu schlucken bekam und einem übel wurde davon ... – *Feininger* wollte ich denken, aber Denken war unmöglich in dem ohrenbetäubenden Gerüttel und Geschacker, das die Fahrgäste zu seltsamen Hüpffiguren machte und dabei ihre Gesichter verzerrte und den Waggon zu sprengen schien. Und dann, beim Aussteigen, wie ein Wunder: das betörende Westminster-Abbey-Glockenspiel des Roten Turms auf dem Marktplatz, das mich euphorisch stimmte, das mich erhob und beglänzte, wann immer ich es zu Ohren bekam. Auch-dort-hin-dorthin-kommst-du-noch, schien es zu läuten. Dabei deutete nichts auf London und Westminster Abbey oder irgendeinen der anderen für unerreichbar geltenden Orte

in diesem Frühjahr 1986, und ich dachte auch nicht wirklich daran; ich dachte an Gavroche. Ich hatte ihre Gesten studiert, und ich hatte ihr Lachen im Ohr – inzwischen erschien mir die Schachkönigin vollkommen vertraut, was das Wunder ihrer Erscheinung nicht verkleinerte, im Gegenteil. Nur das Spiel selbst war immer noch fremder und unverständlicher geworden. Sicher, ich hatte es versucht: Stellungen zu erkennen und einzelne Züge vorausszusehen, aber jede Bemühung versandete bereits im Ansatz, irgendein nicht zu ergründender Unwille behinderte mein Denken und machte die Augenlider schwer, sobald mein Blick auf die Figuren fiel.

Vom Fensterbrett spritzte Wasser ins Zimmer, die Kunststoffhülle des Fernheizungsrohrs glänzte im Barackenlicht. Einige Spieler, die sich zu Beginn des Turniers in die Liste der Herausforderer eingetragen hatten, waren zur vereinbarten Zeit nicht wiederaufgetaucht. In der letzten Runde blieb eines der drei Bretter, an denen Gavroche spielte, unbesetzt.

„Die kommen nie wieder ins Spiel, soviel steht fest, oder was, Gavroche!?“ Raßbach war betrunken. Nach einer kurzen Pause, in der nur das An- und Abschwellen des Regens auf dem Dach und das feine Geräusch, mit dem Gavroche den Rauch ihrer Zigarette aus den Mundwinkeln preßte, zu hören war, machte Raßbach eine Kopfbewegung nach oben, in Richtung des Doppelstockbetts; es war das erste Mal, daß Raßbach mich während eines Turniers ansprach.

„Der Nichtspieler! Muß der Nichtspieler eben spielen! Wegen Regen!“

Ich kam nicht umhin, mich aus dem schützenden Halbdunkel zwischen Bett und Barackendecke vorzubeugen. Gavroche unterhielt sich halblaut mit einem der Männer,

der neben ihr stand und ebenfalls rauchte. Der Mann hatte vor über einer Stunde nach beachtlichen 24 Zügen aufgegeben, er hatte gut verloren. Jetzt unterbrach er das Gespräch und sah zu mir hinüber, als hätte er gerade irgend etwas ausgesprochen Lästiges entdeckt. „Du weißt, ich ...“, sofort bereute ich meine schwache Entgegnung.

„Scheiß drauf!“, brüllte Raßbach. „Das dritte Brett! Spielen oder verschwinden!“

„Oh, das verflixte dritte Brett“, orgelte Gavroche und stieß es vom Tisch. Sofort bückte sich der 24-Züge-Mann, und zwei, drei andere der im Raum verbliebenen Lakaien gingen zu Boden und sammelten die Steine ein – während Gavroche bereits ihre ersten Züge machte, zack-zack. Und so ging es weiter, zack-zack, zack-zack.

Nach einer Viertelstunde waren die beiden restlichen Spiele gespielt. Raßbach saß hinter Gavroche, mit dem Rücken am Spind und atmete schwer. Sein Mund stand offen. Gavroche zog ihm die Flasche aus den Händen, die er vor sich im Schoß hielt, und trank einen Schluck. Es war gegen Mitternacht. Aus der Ferne tönte der Westminsterschlag.

„Wer nicht spielt, muß mich bringen.“

Lutz Seiler: *Schachtrilogie*. In: *Die Zeitwaage*. Erzählungen.  
Suhrkamp Verlag 2009, Ausschnitt S. 174–185.

Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung  
des Suhrkamp Verlags.

**Herausgeber und Impressum** Literaturhaus am Inn, Herz und  
Mund und Tat und Leben, Josef-Hirn-Straße 5/10. Stock, 6020  
Innsbruck, Tel. +43 512/507-4514, E-mail: [literaturhaus@uibk.ac.at](mailto:literaturhaus@uibk.ac.at)  
Internet: [literaturhaus.uibk.ac.at](http://literaturhaus.uibk.ac.at)



